



Hakan Gürses

Wartende Arbeiter vor dem 2. Sitz der österreichischen Anwerbekommission in Istanbul, 1970 | Archiv Wirtschaftskammer Österreich, Wien | Foto: Siegfried Pfleger

Die Geschichte als Döner und Ausblendung

*Und dies zersungene Lied – na, was
Wird bleiben vom Lied?
Ewig bleiben wird davon,
dass es vergessen wurde.*

Wolf Biermann: Das kleine Lied von den bleibenden Werten

Kennen Sie die *Baggy Pants*? Das sind diese sackartigen Hosen, die hiphopaffine junge Menschen in den 1990ern trugen und deren riesige Gesäßtaschen sich ungefähr auf der Höhe der Kniekehlen befanden. Nur Wenige kannten allerdings den Rahmen, in dem dieses Beinkleid entstanden war, bevor es die Modewelt und in Folge die Hinterteile der Jugend eroberte.

In den US-Gefängnissen werden den Insassen die Gürtel abgenommen, damit sie diese nicht bei einem Suizid oder bei Schlägereien einsetzen. Die deshalb stets hinunterrutschenden Hosen mit größeren Taschen für die Gefängnisarbeit

trugen manche Gefangenen auch nach ihrer Entlassung weiter, um zu zeigen, dass sie Ex-Knackis, also besonders harte Burschen sind. In Musikvideos polierten taffe Rapper ihr *Gangsta*-Image durch *Baggy Pants*, und bald zogen diese auch die blassen Kinder aus wohlhabenden österreichischen Familien mit guter Kinderstube und Tanzschulhintergrund an, um cool rüberzukommen. Heute sieht man sie auch an Skate- und Snowboarder*innen auf teurem Fahrgestell.

Ist das ein Beispiel für die sogenannte kulturelle Aneignung? *Per definitionem* schon. Es ist aber auch ein klassischer Fall von Fehlüberset-

zung, Import ohne Begleitwissen. Ich erblicke in dieser Geschichte jedenfalls eine Analogie zu den akademischen Moden der letzten Jahre, die meines Erachtens nicht allein die Sprache und das politische Handeln der Gegenwart gründlich durchkreuzten, sondern auch das kollektive Gedächtnis der Gesellschaft. Vor allem, wenn es um die Erinnerung an die „Gastarbeiter“ geht.

Bekanntes, Unbekanntes

Was wissen Durchschnittsbürger*innen über die Nachkriegsmigration nach Österreich (und Deutschland), die Anfang der 1960er Jahre begann und als regulierte

Rekrutierung von jungen, billigen Arbeitskräften auf Zeit ablaufen sollte? Eben: dass diese Arbeitskräfte „Gastarbeiter“ genannt wurden; dass manche von ihnen viel länger geblieben sind als geplant; dass sie sich auch über mehrere Generationen hinweg nicht in die Aufnahmegesellschaft integriert haben; dass es kulturelle Unterschiede zwischen ihnen und der hiesigen Bevölkerung gab ... Ach ja, und dass sie „für uns die Drecksarbeit gemacht haben“.

Kaum bekannt ist aber der historische Kontext. Die „Gastarbeiter“ wurden auf der Höhe der Konjunktur hergeholt, die allerdings systematisch angekurbelt worden war. Das unter dem Wirtschaftsminister Ludwig Erhard präsentierte „Wirtschaftswunder“ entstand im Nachkriegsdeutschland mit Hilfe des Marshall-Plans und unter dem Druck der Alliierten, insbesondere im Zeichen des Kalten Krieges in den 1950er Jahren. Es bedeutete Vollbeschäftigung, Wohlstand sowie soziale Rechte auch für die untere Mittelschicht durch Zuwendungen aus öffentlicher Hand. Sogar die aufkommende Rezession Mitte der 1960er Jahre wurde durch staatliche Investitionen abgefedert.

Nicht zuletzt aufgrund der langfristigen Folgen des Krieges herrschte in der Bundesrepublik Arbeitskräftemangel, der Anfang der 1960er Jahre den Höhepunkt erreichte. Eine wichtige Rolle spielten dabei der Bau der Mauer und das Wegfallen der Arbeitskräfte aus der DDR. Nebenher beschäftigte Westdeutschland zwar seit Mitte der 1950er Jahre „Gastarbeiter“ aus Österreich. Doch musste der gesteigerte Mangel systematisch kompensiert werden, um die Konjunktur hochzuhalten. Dies führte zu den ersten Anwerbeabkommen mit Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, Jugoslawien und der Türkei. Dass der Rechtsaußenpolitiker und „Ausländerschreck“ Franz Josef Strauß als Minister beim Zustandekommen des ersten Anwerbeabkommens (1955 mit Italien) eine tragende Rolle gespielt hat, gehört zu den kleinen Scherzen der Geschichte.



Die Anwerbung verlief in Österreich ähnlich, nur mit einer Zeitverschiebung von ca. drei Jahren und einem niedrigeren Lohnniveau als in Deutschland. Nachdem sich die Sozialpartner im Rahmen des „Raab-Olah-Abkommens“ auf die Maßnahme geeinigt hatten, wurden die Anwerbeabkommen mit der Türkei (1964) und mit Jugoslawien (1966) abgeschlossen. Die Rotation der „Gastarbeiter“ (meist nach zwei Jahren, damit sie hier nicht Fuß fassen und stets frische Arbeitskraft für die schwere und schmutzige Arbeit vorhanden war) und das Lohndum-

ping in den entsprechenden Sektoren waren zwei wesentliche Merkmale dieser Beschäftigungsform.

Eine Geschichte der Ausblendungen

Auffallend wenig Fakten und Details zur Arbeitsmigration gingen in das kollektive Gedächtnis beider Länder ein. Die Arbeitskämpfe etwa, an denen die Migrant*innen maßgeblich beteiligt waren oder die sie initiiert hatten, sind heute kaum bekannt. Die Ortsnamen Hoyerswerda, Rostock, Mölln und Solingen gemahnen nicht mehr an pogromartige Ausschreitungen gegen Migrant*innen und Asylwerber*innen. Die Änderungen der rechtlichen Lage von Zugewanderten zwischen damals und heute interessieren kaum wen. Der ganze betreffende Erinnerungsraum ist besetzt von Stereotypen, Mythen und Halbwissen. Erinnerung ist aber ein umkämpftes Feld. Denn was wir heute dokumentieren und ins kollektiv-kulturelle Gedächtnis einschreiben, wird zur historischen, oft auch zur offiziellen Erzählung von morgen über heute. Döner Kebab und „Ausländer-Deutsch“ sind und bleiben wohl die prominentesten Exponate in der öffentlichen Kommemoration Österreichs (und Deutschlands).

Dass das offizielle Österreich dafür gesorgt hat, die politische und Sozialgeschichte der Anwerbung hinter ablenkenden Stichworten wie Integration, Sicherheit, Religion oder kulturelle Fremdheit zu verstecken, ist zwar traurig, aber nicht weiter erstaunlich. Nationalstaaten neigen zu national(istisch)en Erzählungen ihrer Geschichte. Berichte über offiziell angeregte und regulierte Ausbeutung mitsamt Diskriminierungen gehören eben nicht dazu.

Seit die **Initiative Minderheiten** ihre Arbeit Anfang der 1990er Jahre aufnahm, wurde viel vermittelt und Überzeugungsarbeit geleistet (auch in den Reihen der Minderheiten) für die Sichtbarwerdung der Anliegen von Migrant*innen, dieser nicht „historisch gewachsenen“ sozialen Gruppe, und für das Zustandekommen

einer minoritären Allianz. Den Höhepunkt dieser Bemühungen bilden das Minderheitenjahr 1994 und die Ausstellung „gastarbeiteri“ 2004.

Im Katalog der Ausstellung merken wir kritisch an, wie wenig diese Migration und ihre Akteur*innen Eingang ins Gedächtnis gefunden hatten:

„Irgendwo zwischen Stille und Getöse liegt ihre [der Migration] Geschichte verborgen. Wenn wir sie hören wollen, müssen wir dafür sorgen, dass sie als eine unter vielen Geschichten erzählt wird. Und von allen, die darin eine Rolle spielen.“^[1]

Heute, 20 Jahre später, haben wir ein doppeltes Problem. Auf der einen Seite stellen viele Regierungen und Parteien die Fluchtbewegungen seit 2010 und die Arbeitsmigration der 1960er Jahre als Einheitsbrei dar; sie vermischen strategisch islamistische Anschläge mit „Migrantenmilieus“ und gewinnen die Wahlen.

Auf der anderen Seite hat eine neue Erzählung die verspäteten, zarten Knospen der Geschichte von Erfahrungen, Anliegen, Kämpfen oder Hervorbringungen der „Gastarbeiter“, welche sich ab Beginn der Nullerjahre einen Weg bahnen konnte, nun – wie mir scheint – zum Welken gebracht.

„Kolorierung“ der Machtverhältnisse

Das Wechselspiel zwischen der kulturwissenschaftlichen Forschung und den sozialen Bewegungen hat in den USA aktionistisch anmutende Theorieansätze, Terminologien und neue ethische Orientierungen hervorgebracht. *Postcolonial Studies*, *Critical Race Theory* und *Critical Whiteness Studies* haben sich daraus entwickelt und ihrerseits die sozialen, kulturellen und politischen Kämpfe in den USA erheblich mitgestaltet.

Seit den 2010er Jahren hielten diese Theoreme Einzug auch in die deutschsprachige akademische Welt, die alsbald aktivistische Formen annahm. Spätestens seit dem Bekanntwerden der *Black Lives Matter*-Bewegung wurden Rassismus (sowie Antirassismus), Diskriminierung, Hegemonie und Unterdrückung fast ausschließlich in den direkt aus diesem spezifischen USA-Kontext importierten Vokabular verfügbar. Auch die Objekte/Subjekte der Praktiken und Erfahrungen wurden verschoben und das entsprechende politische Feld umorganisiert.

Neben Schwarzen gibt es nun auch in Österreich die *People of Colour*, zu denen etwa bedeckte Muslima zählen (nicht aber etwa Jüdinnen). Zwar kann sich die dritte oder vierte Generation der Arbeitsmigrant*innen in diesem Schema als diskriminierte, „rassisierte“ Gruppe (wenn auch eher bedingt) wiedererkennen: vor allem als Opfer des „antimuslimischen Rassismus“.

Deren Elterngenerationen finden sich aber darin zumeist nicht als vom Rassismus Betroffene wieder, zumal die Termini, das (Anti-)Rassismus-Konzept, die Einteilung der Bevölkerung in „Weiß“ und Schwarz sowie die historische Grundierung dieses „Antirassismus“ mitsamt der „Kolorierung“ aller Machtverhältnisse ihrer eigenen erlebten Geschichte und ihren Lebensbedingungen fremd sind. Die ohnehin rudimentäre Sicht- und Hörbarkeit dieser Geschichte(n) wird nun durch die Sprache und die Schwerpunkte einer importierten Erzählung fast gänzlich ausgeblendet, weil diese den Antirassismus nur für sich in Anspruch nimmt und die Welt so einteilt, dass die „Gastarbeiter“ darin keinen „Opferstatus“ bekommen.

Hito Steyerl und Mark Terkessidis haben dieses Problem für den Deutschland-Kontext auf den Punkt gebracht:

„Wiederum aus den USA importierte Sprachregelungen, die ‚Weißsein‘ kritisch betrachten, Privilegien ‚checken‘ und ‚Mikroaggressionen‘ bekämpfen sollen – Sprachregelungen, die in den USA immerhin reale Verhältnisse widerspiegeln –, werden hierzulande enthusiastisch begrüßt und teilweise bereits in Behörden und Unternehmen ‚trainiert‘. Diese neue Mittelschichtsgymnastik trainiert aber teilweise konsequent an den komplizierten deutschen Verhältnissen vorbei.“^[2]

Den US-amerikanischen Rassismus verurteilen und die dortigen Verhältnisse in die hiesigen ohne Übersetzung zu übertragen, kurzum: via Sprache einen imaginären Mikrokosmos der USA zusammensetzen, um die historisch gewachsenen, realen rassistischen Verhältnisse, den „Rassismus gegen Gastarbeiter“, auszublenzen? Ich würde dies niemandem als bewusste Tat vorwerfen, dem hiesigen kulturellen Gedächtnis aber als sein Unbewusstes durchweg unterstellen.

Eines dürfen wir zudem nicht vergessen: Die Geschichte der Arbeitsmigration ist nicht nur eine Geschichte der Kämpfe um kulturelle Anerkennung, um soziale Sichtbarkeit, um rechtliche Sicher- und Gleichstellung. Sie ist vor allem eine Geschichte des *Klassenkampfes*, dem von Anfang an die Burka der Kultur überstülpt wurde.

Im Übrigen, ein Zusatz zum Kontext der Importware: Haben Sie gewusst, dass das öffentliche Tragen von Baggy Pants in einigen Regionen der USA strafrechtlich verboten ist? Sei’s drum!

^[1] Hakan Gürses: Eine Geschichte zwischen Stille und Getöse. In: *Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration*. Hrsg. v. Hakan Gürses, Cornelia Kogoj, Sylvia Mattl. Mandelbaum Verlag Wien, 2014, S. 26f.

^[2] Hito Steyerl und Mark Terkessidis: Rassismus in Deutschland. Die Wahrnehmungsschwelle. In: *DIE ZEIT* 02/2021. Online: <https://www.zeit.de/2021/02/rassismus-deutschland-rechtsextremismus-kolonialismus-antisemitismus/komplettansicht> (Stand: 12. 10. 2024).

Hakan Gürses ist wissenschaftlicher Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung (ÖGPB) und Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten.